

Wasch mir das Auto, aber mach mich nicht naß

Wohnen im alten Hafen von Amsterdam: Niederländische Stadtebauer entdecken das feuchte Element

Nach einer städtebaulichen Phase, während derer niederländische Großstädte und vor allem Amsterdam notwendige Stadterweiterungen architektonisch als Idylle tarnten, wächst nun die Neigung, dezidiert großstädtisch und verdichtet zu bauen. Zum Abschluß einer Folge von drei Artikeln (siehe F.A.Z. vom 7.10. und 11.10.) stellt der Amsterdamer Landschaftsarchitekt Tobias Woldendorp ein wegweisendes Projekt dieser sinnvollen neuen Verdichtung vor. F.A.Z.

Feinfühlig glauben heute noch den Duft von Teer, Gewürznelken und anderen Kräutern zu spüren, die die Niederländer seit dem „Goldenen“ sechzehnten Jahrhundert aus ihren überseeischen Kolonien nach Amsterdam transportierten und rund um die östlichen Hafengebiete verkauften. Man braucht Phantasie hierzu, denn das Gewerbe glitt ab Mitte der sechziger Jahre in ruhigeres Fahrwasser. Wörtlich ruhiger, denn die immer größer konstruierten Transportschiffe wichen zunehmend in die näher an der Nordsee gelegenen westlichen Hafengebiete aus. Dort war der Nordseekanal, die Verbindung der Hauptstadt mit der Nordsee, leichter auf den Tiefgang der neuen Containerschiffe auszubauen.

Wo früher die Schiffe der Vereinigten Ost-Indischen Compagnie gebaut und mit viel Spektakel ins Wasser gelassen wurden, wo die Gewürze in nahegelegenen Speichern gelagert wurden und später das blühende Hafengebiet Amsterdams sich erstreckte, warten die Lagerhäuser mit Namen aus aller Herren Länder auf ihr Schicksal: Strangulieren oder neue Chancen im Sinne von „Kasko“, dem neuen, Bürgerbeteiligung im weitesten Sinne ermöglichenden Amsterdamer Bauprogramm, heißt die Alternative.

Die „KNSM“-Eiland (Koninklijke Nederlandse Stoomboot Maatschappij) benannte Halbinsel wurde mittlerweile bebaut. Hier steht das wichtig-großstädtische, vom Berliner Architekten Kollhoff entworfene „Piräus“-Gebäude. Der dun-

kel verlinkerte, langgestreckte Hochbau mit Läden, Praxen und Ateliers im Erdgeschoß, unterstreicht auf markante Weise die städtische Ausstrahlung, die dieser ehemalige Hafen nun erhält. Erste Restaurants und Geschäfte sind die Vorboten eines großstädtischen Wohnklimas.

Etwas entfernt warten das Java-Eiland und der Borneo-Kai noch auf die Bauunternehmer. Hier, in der Nähe der Stadtmitte, soll dezidiert städtisch gebaut werden. Erstrebt wird eine Amsterdam gemäßige Urbanität, die ungeachtet gutgemeinter Versuche wie im Stadtteil Nieuw Sloten noch nicht zustande gekommen ist. Im April 1991 formulierte das Planungsamt Amsterdam Leitlinien zur Bebauung der beiden Areale, worauf drei Architektenbüros Pläne einsandten. Ausgewählt wurde die Arbeit des Architekten Sjoerd Soeters, der mit seinem spektakulären Kasino in Zandvoort aan Zee Aufsehen erregt hat. Die Bauarbeiten begannen in diesem Jahr. Soeters selbst beschränkte sich darauf, einige extravagante Grachtenhäuser zu gestalten, leitet aber die Ausführung der Gesamtarbeiten.

Bei der Bebauung von Java-Eiland versucht man Erfolgsformeln wiederzubeleben. die Amsterdam zu dem gemacht haben, was es ist: Eine davon ist das Bauen in hoher Dichte – geplant sind einhundert Wohnungen pro Hektar –, ausgehend vom Modul des geschlossenen Baublocks. Diese erprobte Bauweise, äußerlich kompakt und räumlich strukturierend, bietet nicht nur den Vorteil bodensparenden Bauens, sondern begünstigt auch die effektive Kriminalitätsbekämpfung von Großstadtvandalismus bis zu Wohnungseinbrüchen.

Gleichfalls auf traditionelle städtebauliche Grundbegriffe verweist die Gliederung des westlichen Teiles der Halbinsel durch vier Grachten. Vielleicht ist die Bezeichnung Gracht an dieser Stelle zu hoch gegriffen, denn die Wasserläufe sind jeweils kaum 150 Meter lang. Aber sie leisten einen erheblichen Beitrag zur räumlichen Qualität. Gleiches gilt für den Kai, an dem sich noch die Landungsbrücken der ehe-

maligen Binnenfahrtschiffe befinden. Hier sind nun Wohnschiffe vertäut, wie sie auch in der Innenstadt seit langem schon zum vertrauten Bild der Stadt gehören. Da die Ufer nicht mit Wohnungen zugebaut wurden, sind die Kais für jeden zugänglich, und es blieb zum Beispiel Raum für das alle fünf Jahre stattfindende nautische Großereignis SAIL, wenn Segelschiffe aus aller Welt im Hafen von Amsterdam anlegen.

Auch der Borneo-Kai wird – nach dem städtebaulichen Plan von Adriaan Geuze – in großstädtischer Dichte bebaut. Geuze, ein junger Landschaftsarchitekt, ist mit engagierten städtebaulichen Thesen bekannt geworden und mittlerweile sehr gefragt. Mit seiner Arbeit als Städteplaner wird die in den Niederlanden übliche Trennung von Landschaftsarchitektur und Architektur aufgehoben: Es ist auffallend, daß Geuze schon der zweite Gewinner des „Maaskantpreises“ ist, der aus der Landschaftsarchitektur kommt.

Eine zweite Landschaftsarchitektin, die Amsterdam mit ihren Vorstellungen von Urbanität reizt, ist Marieke Timmermans. Entsprechend ihrem mit dem „Archprix“ ausgezeichneten Plan für einen Teil des Ij, bestehend aus dem ehemaligen Holzhafen und einem angrenzenden, verwilderten Grundstück, erhält Amsterdam vorübergehend eine riesige innerstädtische Freizeitanlage. Ihr Vorbild sind die inzwischen europaweit bekannten sogenannten Center-Parcs. Das Einzigartige aber an diesem Projekt besteht darin, daß ohne Aufschüttung des Wassers ein völlig neues Fundament für eine Stadterweiterung gewonnen wird. Mehr noch: Marieke Timmermans räumt dem Wasser Vorrang ein. In Umkehrung des gewohnten Landgewinnungsprinzips wird verunreinigter Boden abgetragen und danach das Gelände geflutet. So wird sich das Freizeitgelände als Wasserfläche darbieten, umfaßt von einem Rahmenwerk und strukturiert von inselartig verteilten Bauten und Anlagen.

Die Baulichkeiten des Geländes hängen nach Timmermans Plan gleichsam unter

den auf Pfählen ruhenden, hohen Kais und sind nur mit kleinen Booten erreichbar: Was soll man mit dem Auto in einer Stadt, die für eine Politik der autofreien Stadt steht? Wo man, und das seit Anbeginn, derart mit dem Wasser verbunden ist, ist der Transport mit dem eigenen Boot eigentlich selbstverständlich.

So erhält Amsterdam mit Marieke Timmermans Projekt das, was den „nassen Traum“ ausmacht – hydrologisch, morphologisch und bezüglich der Erholung. Mit dem jetzigen Center-Parc sind städtebauliche Weichen gestellt: Nach seiner Schließung in einigen Jahren nämlich werden seine Grundkonstruktionen die Bausteine für ein künftiges urbanes Zentrum bilden. Dessen Vorteil bestünde darin, Wohn- und Erholungsgebiet in einem zu sein. Mit dem Ij-Fluß als einer innerstädtischen Erholungslandschaft würde ein Ausgleich geschaffen für all die Gebiete an Amsterdams Peripherie, die man ausuferndem Siedlungsdruck geopfert hat.

Die Kommune hat sich Marieke Timmermans Thesen zu eigen gemacht und entwickelt auf Basis ihrer Ideen Entwürfe für Wohnungsbau im Holzhafen. Es scheint sich ein Umdenken bei der städtischen Abteilung „Raumordnung“ zu vollziehen: Sie arbeitet einen Leitplan für die Ij-Ufer aus, in dem der öffentliche Raum bestimmend ist, und nicht, wie zuvor, die Massierung von Bauten, als deren „Abfallprodukt“ öffentlicher Rest-Raum übrigbleibt. So könnte gewährleistet sein, daß die nun geschaffene städtebauliche Qualität nicht, wie früher so oft, wieder verloren geht.

Amsterdam befindet sich auf dem besten Weg, das Wasser als sein eigentliches Moment und seinen eigentlichen öffentlichen Raum wiederzuentdecken. Die Ij-Ufer könnten das Pionierobjekt dieser Renaissance darstellen. Mit ihr würde sich das am Beginn dieser Serie zitierte Sprichwort vom holländischen Blut, das es „dorthin zieht, wo es nicht fließen kann“ in sein folgen- und segensreiches Gegenteil verkehren. TOBIAS WOLDENDORP

Frankfurter Allgemeine

Feuilleton heute

Im Kölner Museumsstreit scheint die Entscheidung gefallen zu sein Seite 41

Bei Michel Petruccianis Aufstieg hatte Willemsen die Finger im Spiel Seite 41

Hollands Architektur provoziert weiterhin die deutsche Bauwelt Seite 42

Busonis Oper „Doktor Faust“ weckt Graz Seite 43

Der große Prinz

Tagung in Lübeck: Wie Thomas Mann musterhaft wurde

Es war dem Literaturwissenschaftler Horst-Jürgen Gerigk (Heidelberg) vorbehalten, darauf hinzuweisen, daß es neben der Thomas-Mann-Forschung auch eine beträchtliche Anzahl von Lesern Thomas Manns gibt, denen eine geglückte Lektüre nicht der Veröffentlichung wert erscheint. „Die Forschung weiß von vielem nichts, das längst verstanden wurde“, sagte Gerigk auf dem diesjährigen Thomas-Mann-Kolloquium in Lübeck. Der Hinweis kam zur rechten Zeit. Sonst wäre womöglich in Vergessenheit geraten, daß zur Lebendigkeit dieses Klassikers vor allem seine Verständlichkeit beiträgt. Der Verzicht auf Selbstverschleierung selbst im Symbolischen ist Folge eines Künstlerbegriffs, in dem sich der Anspruch auf Repräsentanz mit dem Glauben an die besondere Rolle des Künstlers in der Gesellschaft verbindet. Da zudem die Einflußphilologie: dem Grund das Dreigestirn Wagner-Nietzsche/Teleskop Aussicht auf spektakuläre Töne gering.

Manfred Dierks (Oldent) noch den Versuch in dem verjährt geglaubten Streit, Mann-Forschung einst ur Nietzsches und Schopenhauers, indem er danken des All-Einheits-Jahrhundertwende grassierende Denken“ in Verbund. Daß auch Thomas Mann dacht haben muß, sollte die „Buddenbrooks“ bei Buddenbrook, der den E-Frau nicht als solchen begründet demnach den „T-rosische Decadent“, dem der typologisierende Zugriff auf die Wirklichkeit abhandeln gekommen ist.

Auf dieses Fundament baute Dierks sein Konstrukt vom „Systematiker“ Thomas Mann, der zeitlebens zwei „Seelenmuster“ weiterentwickelt habe: den Typus der Liebe zum ganz jungen Mann, welchen der Schriftsteller schließlich auf seine spätere Ehefrau Katja projiziert habe; sowie den Typus der „Königlichen Hoheit“, der, aus einer Kindheitsphantasie hervorgegangen, eine erste Ausprägung im „Verfallsprinzen“ Hanno Buddenbrook gefunden habe, in dem Roman „Königliche Hoheit“ vollendet worden sei und später in den Gestalten des „Joseph“-Romans wiederkehre: Folgt man dieser Deutung, kulminieren beide Muster in dem von Thomas Mann angestrebten „strengen Glück“, das die Selbstverpflichtung auf Heterosexualität und auf einen repräsentativen Künstlerstatus umfaßt.

Die These, obwohl brillant formuliert, stieß auf Widerspruch. Daß mit „Königliche Hoheit“ nun einer der schwächsten Romane Manns in das Zentrum des Werkes rücken sollte, befremdete nicht nur den beim Kolloquium stets streng urteilenden Hans Rudolf Vaget. Eine bewußte Entscheidung für die bürgerliche Ehe als Weiterentwicklung homosexuellen Begehrens zu betrachten muß zumindest gewagt erscheinen. Der Versuch Dierks', einen Hauptschlüssel nicht nur zum Werk, sondern zugleich zum Leben Thomas Manns zu liefern, erschien in diesem Sinn als Beispiel einer rekordsüchtigen Literaturwissenschaft, die in ihrer Erklärungswut den be-

weglichen Sinn des Künstlers mittels der „Muster“ ihrer eigenen Systematik künstlerlich beruhigt.

Horst-Jürgen Gerigk führte vor, wie anregend die Suche nach der „vollkommenen“ Interpretation sein kann, wenn nur der Rahmen eng gesteckt wird. Er deutete die anscheinend so wenig deutungsbedürftige Erzählung „Herr und Hund“ als philosophische Parabel auf Schopenhauers vier Stufen der Objektivation des Willens: das Unorganische, das Vegetabile, das Tierische und das Menschliche. Was zunächst auch im Vortragsstil wie eine Wissenschaftsparodie anmutete, erwies sich bald als wahrhaft fröhliche Wissenschaft, die zu einer Lektüre unter neuen Vorzeichen anregte. „Herr und Hund“ ergeben sich demnach in einer symbolischen Landschaft, die verschiedene Zivilisationsstufen auf eng-

Frankfurter Allgemeine

Feuilleton heute

- Meisterwerk – Zum Serienabschluss der „Meistgehaßten“ Seite 41
- Kasperletheater – „Moses und Aron“ wüst in Bremen Seite 42
- Wiederbelebung – Amsterdamer Soziale Erneuerung durch Bauen Seite 43
- Ideenbäcker – Ideologische Ladenhüter werden Werbeträger Seite 44
- Niemandsland – Blick in politische Zeitschriften Seite 45

erzähler reichert an, indem er lauschan in seildern und denung vermeidet. „Welt und Tier Fin de siècle“ t gerecht. Man

Tagungsthema, im Verlauf von r als Hemmnis eranstaher hatuf geeinigt. das na als „um die nschreiben. So je mehr sie sich) weiter von der fterten. Einzig rikers Joachim pathologischen

Mode der Neurasthenie konnten hier interessieren, weil sie jedem Leser der Briefe oder Tagebücher Thomas Manns unweigerlich die Vielzahl dort erwähnter Nervenken ins Gedächtnis rufen. Das Bildnis des Künstlers als junger Thomas Mann, so das Fazit dreier Vorträge, zeigt einen nach Vorbildern suchenden, Vorbildern huldigenden, durchaus interessanten, aber keineswegs faszinierenden Menschen: Die französische Germanistin Joelle Stoupy (Boulogne-sur-mer) wies Parallelen zwischen frühesten Erzählungen Thomas Manns („Gefallen“, „Enttäuschung“) und Arbeiten des französischen Anti-Naturalisten Paul Bourget auf; Mihael Wiener (Ries) vermutete, daß Thomas Mann neben Bourget auch der Schriftsteller Ernst Renan als Vertreter des Dilettantismus galt, also der Geisteshaltung eines bindungslosen intellektuellen Epikureismus, von der sich Mann spätestens mit der Erzählung „Der Bajazzo“ löste.

Hans Rudolf Vaget schließlich führte zitatenreich den Nachweis, daß der junge Wagnerianer Mann keineswegs in dem bisher vermuteten Gegensatz zum völkischen Geist der Bayreuther Aufführungspraxis stand, sondern erst in später Distanz zum Kult um den Komponisten fand. Nachdem Inge Jens als Auszeichnung für ihre nunmehr abgeschlossene Edition der Tagebücher die Thomas-Mann-Medaille entgegengenommen hatte, endete das Kolloquium für den Beobachter mit einem Fazit, das ein Teilnehmer an den Anfang seines Beitrages gestellt hatte: Thema verfehlt. Aber interessant war es trotzdem. STEFFEN JACOBS

Die Wiederbelebung des Amsterdamer Traumes

Soziale Erneuerung durch Bauen: In den Niederlanden kommt die Bürgerbeteiligung wieder in Mode

Seit Jahren bemüht man sich in Amsterdam, bisherige städtebauliche Versäumnisse und Fehlentwicklungen (siehe F.A.Z. vom 7. November) weitzumachen. Der Landschaftsarchitekt Tobias Woldendorp schildert im zweiten von drei diesbezüglichen Artikeln Versuche, die Bürger in die Planungen einzubeziehen. F.A.Z.

Nicht nur an den Rändern, auch in der Stadtmitteln ringt Amsterdam um seine Identität. Während Rotterdam sich endgültig auf mitreißende Weise von seinen Kriegsnarben befreit, scheint Amsterdam in Selbstverstumelung zu verharren. Die Stadt leugnet ihr Urelement – das „Ij“, das Wasser, das für die Amsterdamer die Nabelschnur zur Nordsee bedeutet und damit die Verbindung zu einer ruhmreichen Geschichte.

Alte Lagerhäuser, Schuppen, Docks, Landungsbrücken bilden dort das trostlose

fall in Kleinarbeit fast zwangsläufig zu Qualitätsverlusten führen wird, scheinen die Stadtplaner hinzunehmen.

Mut für eine Grundsatzentscheidung ist aktueller denn je: Soll die Innenstadt, entsprechend den alten, aus den achtziger Jahren stammenden Plänen des Büros OMA, zum Ij hin ausgebreitet werden? Sollen die Barrieren, die Amsterdam vom Ij trennen, niedergeissen werden allein für das Freizeitvergnügen der Amsterdamer in einer wasserreichen Gegend? Oder wird es endlich den genialen städtebaulichen Entwurf für diesen Ort geben? Die Antwort könnte aus einer ungewöhnlichen Ecke kommen: Mitte März 1995 wurden drei Pläne für die östliche Handelskade, einen Teil der Ij-Ufer, präsentiert. Ihre Besonderheit ist das Leitmotiv „Die Stadt als Kasko“. Kasko ist ein Begriff, der ursprünglich aus der Landschaftsarchitektur kommt. Dort bedeutet er, mit Grünstrukturen ein Rahmen zu

gerhäuser, ein exotisches Element in dieser Runde, verbreiten schon seit Jahren den „Kasko-Gedanken“. Auf ihre Vorschläge konnte man deshalb auch schwer verzichten. Zum Podium zählt auch der sogenannte „Professoren-Klub“, dem unter anderen Tjeerd Dijkstra, der ehemalige Bauminister, ein Organisationsberater und ein Projektentwickler angehören. Die Stärke des Podiums besteht somit darin, daß in ihm die „Kreativität von unten“ – die der Bewohner und Nutzer – und das Fachwissen von Experten zusammenfließen. Gemeinsam haben sie das Programm formuliert, auf einem achthundert Meter langen Gelände ein sozial und funktional durchmischtes, für jegliche Improvisation offenes urbanes Areal zu verwirklichen.

Drei Architekten, nämlich Liesbeth van der Pol, Laurens Jan Ten Kate und der Belgier Lucien Kroll, bekamen den Auftrag, Vorschläge für konkrete Architektur auf

Liesbeth van der Pol schlägt drei lange, aus Beton gefügte Baureihen parallel zum Wasser vor. Sie trägt damit der Tatsache Rechnung, daß in diesem Gebiet Bauten sich behaupten müssen, ohne die stolze Vergangenheit der Hafenkais vergessen zu machen. Auch ihr Entwurf huldigt dem freien Raum: Außer einem Treppenhaus und einem Aufzugsschacht ist nichts vorgegeben. Die übrige Innenarchitektur ist der Kreativität der Nutzer überlassen.

Im öffentlichen Raum ringsum werden inzwischen schon die mit Stelcomplatten versiegelten Böden freigelegt, und es wird Gras gesät. Doch der Streit zwischen Praktikabilität und Grün wird, entsprechend dem Kasko-Gedanken, erst in Zukunft entschieden werden. In mehr als fünfzig Jahren, so rechnet man, wird das Gebiet seine endgültige Form erreicht haben.

Diejenigen, die meinen, daß das, was hier von einer zusammengewürfelten Interessengruppe entwickelt wurde, weit entfernt sei von der Realität, könnten sich täuschen: Die Zeit ist reif für eine derartige stille Revolution. Die Organisationsberater des Professorenklubs bestätigen, daß das kurzfristige Entwickeln eines städtischen Gebietes – wie zum Beispiel in Rotterdam das ehemalige Hafengebiet Kop van Zuid – in Amsterdam wegen des vorangegangenen langen Zögerns nicht mehr rentabel ist. Eine Vorgehensweise von unten jedoch, die sich auf organisch gewachsene Strukturen bezieht und vom Wissen und Engagement der Bewohner ausgeht, scheint für die Überlebenschancen der Stadt bedeutsamer als wichtiguerische Planung von oben. Eine natürliche Integration der Ij-Ufer in die Innenstadt erhöht auf längere Sicht auch die Chance auf Rentabilität.

Zusätzlich plädiert das Podium gegen einen Gewinn aus dem Grundstücksverkauf. Nicht überall sollte eine ausgeglichene Bilanz das Ziel sein. Es wäre gut, wenn die städtischen Finanzexperten gerade bei jenen Orten das karitative Wohlstanddenken gegen eines eintauschen würden, das dem Wohlgefühl der Bürger nachspürt. Daß selbst ein ehemaliger Finanzpolitiker sich einer solchen Auffassung anschließt, gibt Hoffnung für die Stadt als Lebensform.

Überall in den Niederlanden findet heutzutage unter dem neuen „violetten“ Kabinett eine „soziale Erneuerung“ statt. Kurz gesagt, bedeutet sie, daß die Obrigkeit eine weniger bevormundende Rolle übernimmt. Die Bürger werden in die Planung und Gestaltung ihrer Quartiere und damit in die Verantwortung für sie einbezogen. Daß dies – und davor haben die Planer immer große Angst – nicht unbedingt zu einem Verlust der Verwaltungsstruktur und Zuständigkeiten führt, zeigt die jüngste Entwicklung. Und die Analysen zur Gebrauchstüchtigkeit und den Zukunftschancen organisch gewachsener Städte, beweisen deren Überlebenskraft auch für das kommende Jahrtausend. Die Synthese der historischen Vorbilder mit deren metropolitaner Erneuerung im Zeichen von Kasko könnte nicht nur für Amsterdam die tragfähige Plattform einer sozialen und städtebaulichen fundamentalen Erneuerung sein.

TOBIAS WOLDENDORP

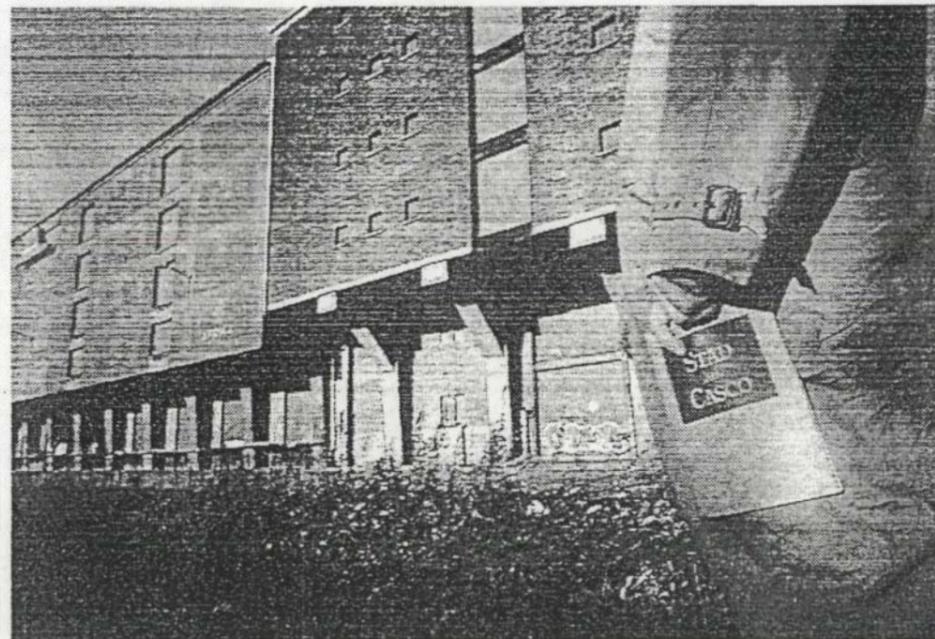


Foto Woldendorp

Dekor einer wohlhabenden Vergangenheit. Vor rund sechzehn Jahren verabschiedete die Stadt Leitgedanken zur künftigen großstädtischen Entwicklung der brachliegenden Ij-Ufer: die „Intentionserklärung“ zum Ij-Ufer-Projekt. Es umfaßt ein fünf Kilometer langes Gebiet an der Stadtseite zur Binnen-Ij, dem Übergang zur ehemaligen Zuidersee. Doch die Stadt ist seither nicht weiter gekommen. Es war ein Stadtrat aus Groningen, der auf einem Symposium über die „Qualität des öffentlichen Raumes an den Ufern des Ij“ den Hauptstädtern mit der Bemerkung den Kopf wusch, diese hätten nie einen eigenen Traum gewagt. Vielleicht aber wird in Amsterdam zuviel geträumt, und es mangelt schlicht an Mut? Wie auch immer, aufgrund der Verzögerungen hat sich einer der wichtigsten Finanziers, die ING-Bank, aus dem Ij-Uferprojekt zurückgezogen. Nun muß die Gemeinde Amsterdam zusehen, wie sie aus eigener Kraft und Schritt für Schritt das Vorhaben realisieren kann. Daß dieser Rück-

schaffen, in dem sich Projekte zeitlich und räumlich stufenweise entwickeln können. Auf Städtebau übertragen bedeutet Kasko, bei festgelegten architektonischen Strukturen die Gebäude selbst variabel zu halten. Sie sollen so errichtet werden, daß sie veränderten Nutzungsbedingungen problemlos angepaßt werden können.

Als diese Grundbedingungen formuliert wurden, schien es, als ob der Meistererzähler Italo Calvino wieder zum Leben erweckt worden wäre, um der Realisierung seiner „Unsichtbaren Städte“ Kraft zu verleihen. Die Idee stammt von der Gruppe „Podium am Ij“, einer Gemeinschaft, die gebildet wurde, um die Identität des Ij-Gebietes zu erkunden und aus ihr seine spezifische Nutzung und Funktion zu fennen. In ihr sitzen neben Vertretern der experimentierfreudigen Wohnungsbaugenossenschaften Mitglieder der „Gilde van werkgebouwen“. Letztere sind Bewohner der Industriegebäude im Ij-Hafengebiet: Hausbesitzer, Künstler, Außenseiter. Die Besetzer der La-

der Grundlage der Kasko-Idee zu machen. In Workshops mit den Nutzern der Industriegebäude kamen Entwürfe zustande, die die angestrebte Qualität der Veränderlichkeit aufweisen. Doch während Kroll nicht viel weiter kam als bis zu einem wirren compositum mixtum zwischen traditionsgebundenen Alt-Amsterdamer Motiven und Chiffren der Kraker („Stadtdianer“), entwarf Laurens Jan Ten Kate, der bei Herman Hertzberger von 1989 bis 1994 tätig war, einen linearen Rahmen für innerstädtische Milieus. Ganz im Sinn der Kasko-Idee schreibt Ten Kate wenig fest Gebautes vor, um Raum für das gegenwärtig Undenkbare zu lassen. Er entwarf eine Art piranesianisches Gewölbe, in dem nur die unentbehrlichen sozialen Räume und eine Infrastruktur von Treppen, die das Wohnen über mehrere Stockwerke möglich macht, festgelegt sind. Hier wurde mit Freiheit, Spaß und Mut entworfen. Die Gebäude sind deutlich begrenzt, womit der öffentliche Raum respektiert wird.

Bauernopfer

Wenn der Wind rauh über das Moor bläst und der Nebel wie ein Leichentuch über der Heide hängt, ist es in den Hütten von Lewis gemütlich. Hier klappern die Webstühle, um den bekannten Harris-Tweed zu weben, und die Menschen erzählen sich Geschichten. Eine der schönsten auf der größten Hebriden-Insel vor der Küste Schottlands ist die wundersame Geschichte vom Schachspiel und dem Kuhhirten. Sie beginnt 1831, als in Uig, einem Küstenstädtchen, erst die Kuh und dann der Hirte über einige Figuren stolperten. Der Hirte glaubte, ein besonders widerliches Stück Hexerei zu sehen, dabei hatte er die Reste von vier normannischen Schachspielen entdeckt, die die Wikinger siebenhundert Jahre zuvor aus Walroßzahn geschnitzt hatten. Für die Bewohner von Lewis endet damit im Grunde die Geschichte, denn nachdem mehrere Sammler sich an den exquirit gearbeiteten Kronen und Schwertern und den grimmigen Mienen erfreut hatten, erstand das Britische Museum das Ensemble. Inzwischen waren nur noch 67 Figuren übrig – fast alle Bauern fehlten –, der Wert aber war gestiegen. Das Lewis-Schachspiel gilt als das teuerste der Welt, allein die Könige sind mit einer Million englischer Pfund versichert. Die Menschen auf Lewis, denen ein schrulliges Gemüt, Verschlagenheit und eine herzliche Abneigung gegen die Briten nachgesagt werden, hatten sich nicht damit abgefunden, daß ihr lokales Kulturgut im Herzen des britischen Empires ausgestellt wurde. Und da Rußland, das Land der Schachspieler, aller Welt zeigt, wie man Beutekunst politisch ausspielt, verfielen die Insulaner auf einen Trick. Für ein Schach-

festival in Stornoway, ihrer Hauptstadt, führten sie im letzten Juli die normannischen Spielfiguren heim, erklärten sie kurz darauf zur Dauerleihgabe und parierten jede Anfrage der Briten mit dem Vorwurf hauptstädtischer Borniertheit und kolonialer Arroganz. Damit stießen sie in die offene Flanke der Briten, denn auch Griechenland drängt auf die Rückgabe der Elgin-Marbles, der Marmorstatuen der Akropolis. London antwortete auf die schottische Eröffnung mit intensivem Nachdenken. Die Partie steht nicht gut für die Briten. Nicht allein, daß sich alle Figuren auf seiten des Gegners befinden. Nach einem Sieg von Lewis fürchtet London den Domino-Effekt. Schon malt „The Times“ in genüßlich düsteren Farben aus, daß dann die Waliser ihren mittelalterlichen Goldschatz zurückverlangen werden, Newcastle die Reste des Hadrianswalls und Shetland die Herausgabe des Wikinger-Silbers. Und am Ende blieben den Briten statt normannischer Spielfiguren nur Queen und Tower. Selten lassen sich Herkunft und Besitz der antiken Kunstschätze, die die Briten meist in viktorianischer Zeit gesammelt hatten, als es noch gar keine Regionalmuseen gab, exakt feststellen. Zudem würden sich die kleinen Museen mit dem Freipressen ihrer Kunstwerke selbst Mühe setzen, denn Besucherzahlen und Versicherungskosten überforderten sie bei weitem. Zur nächsten Runde treffen sich die Vertreter von Stornoway und dem Britischen Museum am vierten November. Die „Times“ empfiehlt ein Bauernopfer: London solle einen Teil der Figuren als Dauerleihgabe auf Lewis lassen, wenn Lewis diese großzügig ausleihe und die Rechnung zahle. So würde aus dem Patt ein Remis. zek

Sabina Lietzmann

Feierliche Beisetzung in Berlin

Sabina Lietzmann, langjährige Kulturkorrespondentin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in New York und seit Gründung der Zeitung Mitglied der Redaktion, ist in ihrer Heimatstadt Berlin beerdigt worden, wo sie ihre Karriere als Journalistin begonnen hatte. Unter den Trauergästen waren der ehemalige Berliner Regierende Bürgermeister Klaus Schütz, der frühere Bonner Regierungssprecher Dieter Vogel, der brandenburgische Justizminister Hans-Otto Bräutigam und der ehemalige SFB-Intendant Lothar Loewe. Die Predigt zur Beisetzung hielt der Berliner Theologe Walter Schmithals, der an den Vater der Verstorbenen, den Theologen Hans Lietzmann, erinnerte, und an die Bedeutung, die das Christentum für das Ethos der Journalistin, ihre Bescheidenheit und innere Freiheit gehabt haben möchte. Hugo Müller-Vogg, der für die Herausgeber dieser Zeitung sprach, sagte in seiner Trauerrede: „Der deutsche Journalismus hat ein Vorbild verloren.“ Die Frankfurter Allgemeine Zeitung eine ihrer Besten, wir Kollegen eine wahre Freundin.“ JGL

Literarische Eide

Possenspiel um eine Unterschrift

Ein österreichische Schauspieler hat eine Protesterklärung unterschrieben, dann seine Unterschrift als Fälschung bezeichnet und nun, nachdem eine eidesstattliche Erklärung vorliegt, die die Echtheit seiner Unterschrift behauptet, seinerseits eidesstattlich erklärt, daß seine Unterschrift echt sei. Was folgt daraus? Eigentlich nichts. Weil es in der von Fritz Muliär im Schatten des Wiener Burgtheaters unterzeichneten Protesterklärung (F.A.Z. vom 6. Oktober) aber um die Friedenspreisträgerin Annemarie Schimmel geht, bleibt die Sache doch nicht ganz ohne Folgen. Gerhard Kurtze, der Vorsteher des Börsenvereins, hat den Schauspieler vor wenigen Tagen aufgefordert, die von ihm unterzeichneten Vorwürfe gegen Frau Schimmel öffentlich zurückzunehmen und wird nun vom zweifelhaften Initiator des Protestschreibens, dem Freiburger Ahriman Verlag (F.A.Z. vom 19. September) zum Rücktritt aufgefordert. Der Verlag bezeichnet Kurtze als „unwürdig und intrigant“, sich selbst als „geachtetes Mitglied des Vorstandes“ von Börsenverein, eine Entschuldigung. „Der Börsenverein hat die Vorwürfe als „abwegig“ zurückgewiesen.“ F.A.Z.

Was macht eigentlich Amsterdam?

Architektonisch tut sich in der großen alten Stadt der Niederlande eine Menge, aber auch in Almere ist der Baubär los

Die Niederlande gelten als eines der großen Vorbilder europäischen Städtebaus. Landgewinnung, das Zusammenleben auf engster Fläche, ein Höchstmaß an Bautechnologie bei gleichzeitigem Bewahren der Tradition – dies sind Stichworte des internationalen Rubrums. Doch in den letzten beiden Jahrzehnten wurden Zweifel laut. In einer Folge von drei Artikeln faßt der Amsterdamer Landschaftsarchitekt Tobias Woldendorp diese Kritik zusammen und berichtet über aktuelle Bemühungen, Fehlentwicklungen zu korrigieren. F.A.Z.

Während die meisten europäischen Städte sich verdichten, schießen in den Niederlanden Pläne für großmaßstäbliche Trabantenstädte wie Pilze aus dem Boden. Am häufigsten in Gebieten von größter Nässe. „Das holländische Blut“, so sagt ein

1959 und 1968 trocken gelegt worden. Die Bebauung erfolgte unter der Leitung eines mit Sondervollmachten ausgestatteten Organisationsbüros, dem „Rijksdienst IJsselmeerpolders“. Nur selten, wie im Falle des Hafens von Almere, wurden auswärtige Architekten herangezogen.

In Reaktion auf den nun als kalt empfundenen Hochbau der fünfziger und sechziger Jahre und im Aufwind des steigenden Wohlstands trat in Gestalt romantisierender Architektur die sogenannte „neue Zimmerlichkeit“ auf den Plan: Bevorzugt werden nun kleinpärzellierte Grundstücke und pittoresk gestaltete Reihenhäuser längs gewundener Straßen. So erhielt der nüchterne Almerer Hafen als Wiedergutmachung eine Stadtmittelpunkt nach dem vertrauten Urbild Amsterdams. Grächtenhäuser mit Treppengiebeln entstanden, gerahmt von nur ei-

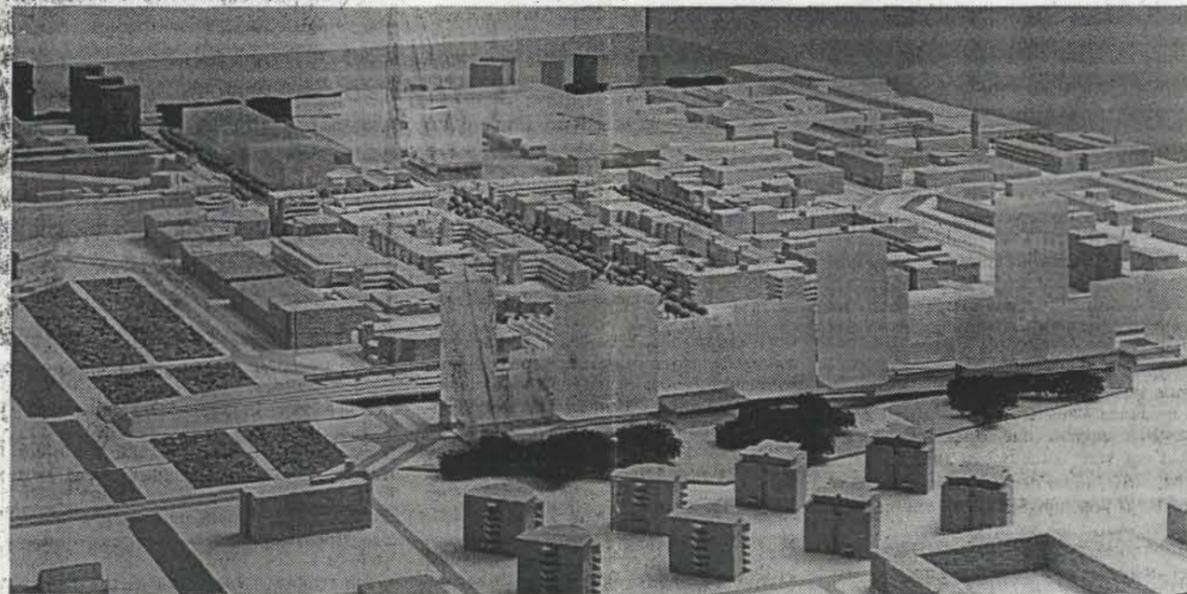
deckend entstanden Einfamilienhäuser mit Garten, Parken vor der Tür, Biomülleimer in der Spülküche, einem Einkaufszentrum um die Ecke und einer direkten Bahnverbindung zur Kalverstraat, dem Geschäftszentrum in der Innenstadt Amsterdams.

In Diemen wurde die Diskrepanz zwischen dem Denken der städtischen Planer und dem der Reichsregierung offenkundig: Letztere will seit längerem gerne nach oben und vor allem verdichtet bauen, um die monofunktionalen Fehlentwicklungen sowie den verschwenderischen Umgang mit Grund und Boden zu korrigieren. Eine Urbanität wird angestrebt, die anschließt an die städtebaulichen Konzepte der ersten beiden Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts. Viertel wie Amsterdam Zuid, für das Hendrik Berlaage den Plan entwickelt hat, werden wieder vorbildlich: schlicht ge-

nach verdichteter Bebauung. Zugleich aber suchte man dem Bedürfnis der Amsterdamer nach dem Eigenheim im Grünen entgegenzukommen. Was entstand, war weder Fisch noch Fleisch. Nieuw Sloten zeigt sich als modern gestaltetes Quartier mit fünftausend Wohnungen auf der Grundlage orthogonaler Parzellierung und einer Dichte von 55 Wohnungen pro Hektar (der Landesdurchschnitt liegt bei 35). Flachbauten dominieren, und um die gewünschte Dichte zu erreichen, wurde häufig das Prinzip des geschlossenen Baublocks angewendet. Die Ortsmitte ist dem Hochbau vorbehalten. Dort hat das Den Haager Architekturbüro PRO mit dem vielgliedrigen Gemeindeforum eine eher verhaltene Visitenkarte seiner Fähigkeiten hinterlegt. Obwohl die Vorbilder der klassischen Moderne wie zum Beispiel Ernst Mays' Römerstadt in Frankfurt am Main oder der leichte finnische Funktionalismus eines Alvar Aalto und Viljo Revell unverkennbar sind, krankt Nieuw Sloten am Kompromiß – einem ländlichen Gartenbaubetrieb ist eine verdichtete Polder-Architektur gefolgt, aber keine metropolitane. Unfreiwillig ist das neue Quartier ein bizarres Abbild der Interessenkonflikte geworden: Um Einwohner innerhalb der Gemeindegrenzen zu halten, verleugnet die städtische Politik das Phänomen Stadt. Der Wohngenuß mit Garten aber, den sie schafft, hat die bedrohliche Skyline im Rücken und den Flughafen Schiphol unmittelbar vor dem Balkon; eine herbe Metapher für die Fernerinnerung.

Von den Poldern aus startet nun die Gegenoffensive. Und es ist ausgerechnet Almere, das den größten Mut beweist: Dort hat man Rem Koolhaas, den Kaiser urbanen Denkens und Bauens, mit der Umgestaltung des erst fünfundzwanzig Jahre alten Gemeindeforum beauftragt. Wie man von seinem Architekturbüro gewohnt ist, liegt nun auch ein ausgesprochen großstädtisches Konzept vor – im Umfeld des Rathauses, das an Wasserflächen grenzt, wird das Bodenniveau beträchtlich angehoben. Ein Plateau wird entstehen, auf dem Geschäfte, Gaststätten und Hotels sowie verschiedene kulturelle Einrichtungen vorgesehen sind. Die Bauten werden bis zu einer Höhe von achtzig Metern aufragen, das unter dem Plateau gelegene Gelände ist für Parkraum reserviert. All dies wird ergänzt von einer sogenannten rekreativen Zone, die sich als riesige Achse längs der Wasserlinie erstreckt. An ihr reiht sich ein Museum, eine Bibliothek und ein Theater sowie ausgedehnte Grün- und Parkanlagen. Eine weitere Diagonale aus Hochbauten ist für den gegenüberliegenden Ortsrand vorgesehen.

So macht denn Almere sich bereit für den Sprung von der Trabantenstadt zur eigenständigen Großstadt. Und so bieten die Niederlande sich augenblicklich als umgekehrte Welt des Städtebaus. Die Metropole erscheint in den Poldern, in der Metropole prostituiert man sich dem platten Land. TOBIAS WOLDENDORP



Die Provinz als Metropole: Das von Rem Koolhaas entworfene neue Stadtzentrum von Almere im Modell

Foto Gert Schutte

landesübliches Sprichwort, „zieht es dort hin, wo es nicht fließen kann.“ Ein Zentrum dieses Schwimmens gegen den Strom ist Amsterdam. In den sechziger Jahren sah man dort das neugewonnene Land aus der Zuidersee als bestgeeignete Zuflucht all derer, die ihre Stadt mit Grausen niedergehen sahen: Der große Mangel an erschwinglichen Wohnungen, die damit zusammenhängenden Krawalle der sogenannten Kraker, steigende Kriminalität und Angst vor Überfremdung trieben viele in die neuentstandenen Gemeinden in den Flevopoldern.

Knapp dreißig Kilometer von Amsterdam entfernt entstand die Stadt Almere auf dem ehemaligen Meeresboden. Mittlerweile hat die Trabantenstadt zirka einhunderttausend Einwohner. Das riesige Areal umfaßt weit ausgedehnte, selbständige Stadtviertel, zwischen denen sich Landschaft ausbreitet. „Zuidelijk Flevoland“, wie das Gebiet genannt wird, war zwischen

nem Meter tiefen Kanal-Imitaten, die den neuen Einwohnern helfen sollten, die Sehnsucht nach der „alten Heimat“ zu stillen. Augenblicklich versucht man, das hauptstädtische Kneipenleben zu imitieren. Aber ein stilverwandtes „bruin café“ in einem sterilen Neubau ist kein „Café Nol“ – eine Kneipe im Jordaanviertel, wo allabendlich das Leben mit einem lachenden und einem weinenden Auge weggewungen wird: Man mag den Schein eines Bildes translozieren, nicht aber die gesellschaftlichen Zusammenhänge und Bezüge, die es widerspiegelt.

Obwohl selbst für Gold kein Bewohner zurück in die ramponierte Hauptstadt wollte, fehlt vielen doch der Anschluß an das „richtige“ Amsterdamer Leben. Dies wird, baute Ende der achtziger Jahre die Amsterdamer Randgemeinde Diemen damals etwa zwanzigtausend Einwohner unter den Argusaugen der Hauptstadt urbanen Idyllen in großem Maßstab. Flächen-

staltete Wohnblöcke von vier bis fünf Etagen, mit hoher Dichte, übersichtlich strukturierten Abfolgen öffentlicher Räume, klare Orientierung. Aber das Reich hat kaum Einfluß auf die Entcheidung der Stadtregerinnen. Und so bieten sich nicht nur in Amsterdam, sondern überall in der „Randstadt“, dem dicht bebauten Westen Hollands – Quartiere, die nicht der für die Niederlande zwingenden Morphologie der verdichteten Städte entspringen sind, sondern die Ländlichkeit der Polder imitieren.

Vor einigen Jahren hatte Amsterdam seine städtischen Träume auf dem Gelände des ehemaligen Gartenbaubetriebs Sloten im Südwesten der Stadt verwirklichen können. Gelegenheit bot die Hoffnung, daß Amsterdam zur Stadt der Olympischen Spiele 1992 und Sloten Standort des Olympischen Dorfes werden würde. Das Reich gab Gelder für den teuren Freikauf des Geländes und verband dies mit der Forderung